

Martin Haidinger

Ö1-Redaktion „Wissenschaft, Bildung, Gesellschaft“

Die Rolle der kurzen Botschaft im langen Leben

Gedanken zum lebensbegleitenden Lernen im aktuellen Medienbetrieb

„Lebenslang“ klingt immer ein bisschen wie das unbarmherzige Urteil eines Gerichtshofes, wie eine Strafbemessung an einen unbotmäßigen Schüler, der wegen mangelnder Mitarbeit oder nichtgelernter Vokabel sein erbärmlich gewordenes Dasein bis zum Tode in eine Schulbank gezwängt verbringen muss. Viel besser gefällt mir im Zusammenhang mit Lernen die Bezeichnung „lebens*begleitend*“. Und wenn wir gerade beim Wortklauben sind:

Ich weiß nicht mehr, welcher Denker das Wort vom „*meuchlings bilden*“ als Aufgabe guter Medienarbeit geprägt hat – ich verdanke es jedenfalls dem Schriftsteller und langjährigen Verantwortlichen für Wissenschaft und Kultur im ORF (eigentlich schon in der alten RAVAG) Alexander Giese, der zu seiner Zeit entscheidendes zur Umsetzung des „Bildungsauftrages“ beigesteuert hat. Immerhin beschreibt dieses Vokabel „meuchlings“ sehr gut, wie ich mir den Auftrag der Medien im „Lebensbegleitenden Lernen“ vorstelle, der da lautet: Nehmt den Leser, Zuseher oder Zuhörer gefangen! Und zwar nicht mit billigem Geschwätz oder primitivem Larifari, lasst es nicht genug sein mit „ear and eye-catchern“; sondern lasst ihn nicht mehr aus, lasst ihn nicht umblättern oder „wegzappen“, ehe er nicht etwas mitgenommen hat, das er - bewusst ganz altmodisch gesprochen - für sein Leben brauchen kann! „Binsenweisheit“ werden da manche sagen; ja das mag schon stimmen, aber sie kann nicht oft genug wiederholt werden, angesichts der hohlen Aussagelosigkeit, die uns täglich aus immer mehr Seiten (ob gedruckt oder im Internet), über Fernsehbilder und aus dem Äther entgegenschwappt. Und um das gleich klarzustellen: Das soll keine Kritik eines abgehobenen Ö1-Menschen sein! Guter Boulevard kann mitunter lehrreicher sein, als seriös aufgemachtes aber inhaltsleeres Qualitätsgebrabbel, das sich hinter einer pseudo-intellektuellen Pappnase versteckt. Bewusst möchte ich hier keine konkreten Beispiele nennen, aber jeder, der spätabends in manchen hier zu Lande empfangbaren Fernsehkanälen auf kapriziös aufgemotzte Sendeflächen stößt, wird wissen was ich meine. Von diversen einschlägigen Druckerzeugnissen ganz zu schweigen. Das hat mit Bildung wirklich nichts zu tun.

In der so gerne zitierten ORF-Fernsehserie „Universum“ hingegen finde ich das Postulat vom „meuchlings bilden“ hervorragend erfüllt und - um ein weiteres Beispiel aus dem Fernsehbereich zu nennen - im Reisemagazin auf Austria-TV erhalte ich eindringlichen und spannenden Geografieunterricht - ohne dass deshalb die Hauptsendezeit in ORF 2 oder der Sender ATV zu Außenstellen der Akademie der Wissenschaften ausgerufen werden müssten.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch keinen Anlass, Bildung nicht als solche zu deklarieren oder gar zu verstecken. Zwar nennt man den Radiovormittag auf Ö1 nicht mehr „Schulfunk“: Einfach deshalb, weil er kein Schulfunk mehr ist, und außerdem sagt „Radiokolleg“ ja auch deutlich aus, dass es sich nicht um eine Radio-Soap handelt. Ich meine auch nicht, und damit bin ich bei meinem eigenen Sender, dem Programm Österreich 1, dass sich Wissenschaftssendungen in einem ausgewiesenen Kultur- und Informationsprogramm ständig nach unten nivellieren und „verflachen“ lassen sollen, nur um Effekte aus der Unterhaltungsindustrie nachzuäffen. Ein besonders gestylter Kollege eines kunterbunten Wochenblattes hat mir einmal nasal erklärt, dass wir in Österreich 1 viel zu fad und damit quasi zum Untergang verurteilt seien. Nun abgesehen, dass Ö1 mehr zufriedene Hörer hat (derzeit mehr als eine halbe Million pro Tag) als sein Magazin Leser, geht die Definition „fad“ ins Leere. Ich kenne Leute, die sich bei einem Fußball-Länderspiel grenzenlos langweilen und erst auftauen, wenn man ihnen eine Stunde lang eine Dokumentation mittelalterlicher Wehrkirchen zeigt; Leute, die sich ärgern, wenn ein Roman weniger als vierhundert Seiten hat und nur aus einzeiligen Sätzen ohne Relativkonstruktionen besteht. Und so wenige, meine ich, sind das gar nicht - und die wenigsten von ihnen sind verkorkste Studienräte in Pension, sondern ganz normale Menschen; so wie etwa mein Freund, der Bauer in Oberösterreich, der seine Traktorkabine schalldicht gemacht hat, damit er bequem während der Arbeit auf dem Feld das „Radiokolleg“, das Mittagsjournal, „Wissen Aktuell“, oder „Von Tag zu Tag“ in Ö1 hören kann - wie ich finde ein besonders kräftiges Lebenszeichen einer Hörschaft, die sich nicht veräppeln lassen will. Nein, so dumm, wie die Mickymäuse unter den Medienmachern die Menschen gerne hätten, sind sie nicht - noch sind wir nicht in Entenhausen!

Wir können also davon ausgehen, dass es eine große Gruppe von Menschen in diesem Land gibt, die gerne gleichermaßen hintergründig wie zeitgemäß informiert werden wollen, und neben guten Büchern auch gute Medienprodukte zur Grundlage ihres Wissens machen - oder anders gesagt: Solche, die ohne es so zu nennen entschlossen sind, sich ein Leben lang weiterzubilden. Wenn wir die als Publikum gut behandeln, werden andere folgen.

Wie können wir sie am besten bedienen?:

Nun, indem wir zum Beispiel die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Journalismus, oder richtiger: zwischen Wissenschaftlern und Journalisten noch besser überbrücken, als bisher. Jeder Journalist, der nicht Nonsense sondern Informationen bieten will, sollte ein „Lesender“ sein, und zwar ein „Bücherlesender“. So selbstverständlich, dass man es nicht ausdrücklich fordern müsste, ist das nämlich nicht. Auch wird man sich als Reporter oder Redakteur einem

Wissenschaftler anders nähern müssen als einem Sportler oder einem Politiker. Der Radrennfahrer hat nun einmal das Rennen gewonnen oder nicht und kann das vielleicht sogar in einen Aussagesatz gießen; der Politiker redet sich nun einmal rituell um jede konkrete Antwort herum, wie er es in den Aufbaukursen der Parteischule brav gelernt hat, und erstarrt bisweilen zur Fleisch gewordenen Phrase; mit Vertretern beider Spezies hat der österreichische Durchschnittsjournalist täglich zu tun. Aber mit dem Wissenschaftler? Herrisch eine Antwort einzufordern auf die Frage: „Also Herr Professor, haben Sie jetzt ein Heilmittel gegen AIDS gefunden oder nicht?“ bringt wenig, wenn der berühmte Mediziner eben gerade einmal über einen Teilerfolg referieren kann. Der mag medizinisch sensationell sein: Für einen so genannten „Vierzigsekünder“ in den Ö3-Nachrichten oder eine Headline im bunten Blatt mag er trotzdem nicht genügen. Aber vielleicht vermag der eine oder andere Journalist ja doch zu ergründen, worin da die Geschichte liegt, warum dieses Teilergebnis so wichtig ist; einer, der die passende Frage zu einer daliegenden Antwort findet. Das ist Bildungsjournalismus, wie er meiner Meinung nach sein soll. Und er ist in der Ausführung mühsamer, als manch andere Genres, behaupte ich - gerade in seiner aktuellen Version im Radio oder auch im Fernsehen. Ein fiktives Beispiel: Nach einer Lebensmittel-Dioxinkatastrophe haben wir ein aktuelles Mittagsjournal zu gestalten - unter Zeitdruck, versteht sich, denn die Sache ist erst kurz nach elf bekannt geworden und um zwölf Uhr beginnt die Sendung. Darin erzählt die Nachrichtenredaktion auf Grundlage von Agenturmeldungen, dass es passiert ist; unsere Kollegen von der innenpolitischen Redaktion holen vier Minuten lange Reaktionen von Politikern ein, schneiden diese vorne und hinten ab und bringen sie auf Sendung; die Chronik-Redaktion besucht die Opfer im Krankenhaus und stellt eine ergreifende Reportage von, sagen wir, drei Minuten her; der Wissenschaftsredaktion bleibt es nun vorbehalten, in zwei Minuten zu erklären, was Dioxin ist, wie und warum es ins Essen gekommen ist. Aber bitte frei von Fachausdrücken, so allgemein verständlich wie möglich unter Einschluss einer Analyse vergleichbarer Fälle in der Vergangenheit und eines wohlklingenden Interviewausschnitts mit dem weltbesten Toxikologen, den man in den USA erst einmal telefonisch auftreiben musste - ebenfalls ohne Fachausdrücke, versteht sich! Ich will meine engere Disziplin hier jetzt nicht auf Kosten anderer in den Funkhaus-Olymp erheben, sondern nur schlicht und einfach illustrieren, wie schwierig es manchmal sein kann, in einem schnellen Medium zu „bilden“.

Glücklicherweise klappt in Österreich das Zusammenwirken von so genannter „Scientific community“ und Journalismus recht gut. Dennoch sind manche Wissenschaftler, ältere wie jüngere, hin und wieder sehr unbeholfen im Umgang mit Journalisten, manchmal misstrauisch gegenüber den „oberflächlichen Wahrheitsverdrehern“. Oft werden dabei vergangene oder gar nur erahnte Sünden von Kollegen in der Vergangenheit auf die ganze gegenwärtige Branche übertragen. Auch der Wissenschaftler sollte sich aber bewusst sein, dass der Journalist von ihm normalerweise Information und nicht Konfrontation will. Das Ziel ist dann erreicht, wenn es dem Journalisten gelingt, den Durchschnittsrezipienten bildend zu informieren und den Fachmann zumindest zufrieden zu stellen. Dieses Ziel sollte auch der Wissenschaftler kennen, der dazu die Grundlagen liefert. Denn immerhin gehört es zum Berufsbild eines akademischen Lehrers und Forschers, die

Öffentlichkeit an seinen Ergebnissen teilhaben zu lassen. Dasselbe gilt weitgehend auch für außeruniversitären Bildungsinstitutionen. Dabei sollen die diversen Institute und Vereine sich nicht in überbordender falschverstandener Öffentlichkeitsarbeit verzetteln und krampfhaft nach Gags suchen, die sie den Journalisten als Häppchen hinwerfen. Auch unter den Presseleute gibt es zwar kindische Menschen, aber im Normalfall bedeutet meiner Erfahrung nach aufwändiges „Originell-Sein-Wollen“ nur Zeitverlust für alle Beteiligten - und unpassend ist es meistens obendrein. Mit Schaudern erinnere ich mich an eine eiligst zusammengetrommelte Pressekonferenz, die Sensationen versprach und dann lediglich einen Blick in längst bekanntes Archivmaterial eines zwar pfiifigen, aber hyperaktiven Wissenschafters gewährte. Oder die dunkelgrün auf dunkelrot geschriebene Einladung zu einer so genannten Wissenschaftsveranstaltung, der weder Ort noch Zeit, dafür aber der Name eines dabei am Rande auftretenden clownescen „Show“-Spielers zu entnehmen war, der dann die Veranstaltung mit seinen Faxen auch prompt so in die Länge zog, dass viele wieder abzogen.

Das lieben Journalisten nicht.

Es ist mit einem alten jiddischen Wort gesagt: „überhochmezt“.

So weit nur einige kleine Anregungen, wie das große Werk der „Lebensbegleitenden Lernens“ in den Medien möglicherweise leichter zu tun ist.